

Walter G. Rödel, Helmut Schmahl (Hg.): Menschen zwischen zwei Welten. Auswanderung, Ansiedlung, Akkulturation. WVT Wissenschaftlicher Verlag: Trier 2002. 197 S.

Der hier anzuzeigende Sammelband geht auf eine Tagung zurück, die am 25. und 26. Mai 2001 vom Interdisziplinären Arbeitskreis für Nordamerikastudien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz durchgeführt wurde. Ziel der Veranstaltung war es, transatlantische Wanderungsprozesse des 18. und 19. Jahrhunderts zu diskutieren und dabei die Aufmerksamkeit nicht, wie so oft, auf Fragen der Aus- oder Einwanderung zu beschränken, sondern alle Phasen historischer Migrationsverläufe von der Abwanderung bis zur Ansiedlung und Integration in den Blick zu nehmen. Ordnet man die neun Einzelbeiträge nach dem Ablauf von Migrationsprozessen, ergibt sich ein deutliches Schwergewicht der Ausführungen bei der Abhandlung von Fragen zur Einwanderung. Über Aspekte der Auswanderung im engeren Sinne handeln nur drei Beiträge.

Der erste stammt von William O'Reilly, der sich entgegen der Ankündigung im Vorwort der Herausgeber und möglicherweise abweichend zu seinem Vortragstext auf der Tagung weniger mit den Siedlungsräumen der Deutschen in Nordamerika befasst als mit der Frage, welche Gründe es gegeben haben mag, dass sich Deutsche im (langen) 18. Jahrhundert zu einer Auswanderung nach Nordamerika entschlossen, obwohl ihnen etwa in Ungarn leichter erreichbare Neuansiedlungsgebiete offen standen. Seiner Meinung nach genügt es nicht, hier mit einem einfachen Modell von Push- und Pullfaktoren zu argumentieren. Vielmehr sei es wichtig, den sich langsam öffnenden atlantischen Kommunikationsraum in den Blick zu nehmen und dabei vor allem auf die Rolle von Agenten und Werbern zu schauen: „The irrationality of the choice of America in the eighteenth century [...] can only be explained by the actions of colonist agents and recruiters who together with shippers channelled and directed existing migration streams from east to the west“ (S. 31).

Cornelius Neutsch geht in seinen Ausführungen der Frage nach, inwieweit der Westerwald im 19. Jahrhundert als typische Auswanderungsregion in Deutschland anzusehen ist oder nicht. Durch den Vergleich von regionalen Daten mit weiteren Zahlen über die Auswanderungsbewegungen aus Deutschland kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass die Westerwälder Verhältnisse bzw. die in den fraglichen Ämtern des Herzogtums Nassau im Großen und Ganzen der gesamtdeutschen Entwicklung entsprochen hätten. Im Hinblick auf die Auswanderungspolitik kann Neutsch für seine Region zudem eine vergleichsweise liberale Haltung konstatieren. Der Beitrag wird durch eine Reihe von Schaubildern illustriert, die auf älteren Untersuchungen von Wolf-Heino Struck fußen. Deren Wert ist jedoch nach Einschätzung des

Autors auch „35 Jahre nach ihrem Erscheinen immer noch als grundlegend für die Thematik“ (S. 63) anzusehen.

Einen ganz anderen Aspekt thematisiert Winfried Herget, der sich mit Sprachführern für deutsche Amerika-Auswanderer im 19. Jahrhundert auseinandersetzt. Ab den 1830er Jahren wurden nach seinen Forschungen einschlägige Titel in schnell wachsender Zahl auf den deutschen Buchmarkt gebracht. Sie lockten potentielle Käufer mit der Aussicht, in kürzester Zeit die englische Sprache zu erlernen und daneben wichtige Informationen über das Zielland zu erwerben. Vollmundige Versprechungen dieser Art haben sich im Grunde bis heute erhalten, wie man mit Blick auf aktuelle Sprachführer festhalten kann. Auch der Aufbau dieser Werke scheint schon früh standardisiert worden zu sein. Eine umfangreiche Bibliographie mit deutschsprachigen Büchern über Amerika aus dem 19. Jahrhundert beschließt den Text und unterstreicht den immensen Bedeutungszuwachs, den das Thema Auswanderung im Laufe dieser Zeit in Deutschland erfuhr.

Eine Ergänzung zu den Überlegungen von William O'Reilly bieten die Aufsätze von Rosalind J. Beiler und Mark Häberlein, die an gut dokumentierten Einzelfällen die engen Kontakte zwischen Alter und Neuer Welt vor dem 19. Jahrhundert thematisieren. Beiler geht in ihrem Text vor allem auf die frühe deutsche Einwanderung in den britischen Kolonien ein und erörtert die erheblichen rechtlichen Nachteile, mit denen die Deutschen dort als Ausländer konfrontiert waren, konkret mit dem Ausschluss vom transatlantischen Handel und der Verweigerung des Rechts, erworbenes Land weiterzuvererben. Freilich wussten sie schon bald ihre transatlantischen Kontakte für einträgliche und nicht ganz legale Nebengeschäfte zu nutzen, bei denen den *newlanders* (oder „Neuländern“), den (temporären) Rückwanderern, eine besondere Bedeutung zukam.

Sie werden auch im Beitrag von Mark Häberlein angesprochen, der auf der Grundlage von Nachforschungen in der Stadt Lancaster, Pennsylvania, – ebenfalls für das 18. Jahrhundert – die zahlreichen Kontakte südwestdeutscher und Schweizer Einwanderer zu ihren Herkunftsregionen beschreibt. Wie er zeigen kann, waren es Erbschaftsangelegenheiten, Geschäftsbeziehungen und Fälle von Rückwanderungen, die immer wieder dazu beitrugen, dass die Verbindungen zwischen Europa und der Neuen Welt nicht abrissen und selbst im nordamerikanischen Hinterland aufrechterhalten blieben. Diese Beziehungen sind nach Häberlein „ein wichtiger Indikator für die Reichweite transatlantischer kommerzieller und kommunikativer Netzwerke im 18. Jahrhundert“ (S. 51).

Ein pikantes Thema spricht Christine Hucho in ihrem Beitrag an. Sie behandelt Ehekonflikte deutscher Einwanderer in Pennsylvania während des 18. Jahrhunderts. Einfühlsam skizziert die Autorin die besonderen Herausforderungen, denen sich eheliche Verbindungen in der Fremde gegenüberge-

stellt sahen. Gleichzeitig vermittelt sie auf der Grundlage zeitgenössischer Druckerzeugnisse eine Vorstellung von dem klassischen Konfliktpotential, das in jener Zeit den ehelichen Frieden gefährden konnte. Die zitierten Beispiele künden von Streitereien in Glaubensfragen, Trunksucht und Gewalttätigkeiten der Männer sowie Unbotmäßigkeiten der Frauen, wobei am Ende die spannende Frage aufgeworfen wird, ob einige der bemühten Quellen mit ihren anschaulichen Schilderungen tatsächlich Dokumente oder eher Instrumente des damaligen „Geschlechterkampfes“ waren.

Helmut Schmahl befasst sich in seinem Beitrag mit der klassischen Zeit der deutschen Amerikaauswanderung und beschreibt das Nebeneinander von Deutschen und Angloamerikanern im Mittleren Westen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Aufgrund des überdurchschnittlich hohen Bevölkerungsanteils der Deutschen hielt sich hier ihre „Anglokonformität“ zunächst sehr in Grenzen. Eindrücklich lässt sich diese Haltung etwa aus dem Heiratsverhalten ablesen, das nur in Ausnahmefällen zu Verbindungen über die Nationalitäten- und Sprachgrenzen hinweg führte. Wie feindlich sich deutsche Einwanderer und Angloamerikaner zeitweise sogar gegenüberstanden, schildert Schmahl am Beispiel des jungen George DeBar, der Opfer einer aufgebrachten Menge von Deutschen wurde, die ihn 1855 für den Mord an einem Landsmann lynchte. Das gerichtliche Nachspiel dieses Vorfalles vertiefte die Kluft zwischen den beteiligten Bevölkerungsgruppen, deren Verhalten zu dieser Zeit keineswegs dem gern gezeichneten Bild von der jungen amerikanischen Gesellschaft als „melting pot“ entsprach.

Eindrucksvolle Beispiele sprachlicher Akkulturation liefert Jürgen Macha mit seinen Ausführungen „Zum Schreibverhalten deutscher Amerika-Auswanderer“. Ein Blick in die überlieferten Quellen zeigt, dass viele Migranten um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht einmal in ihrer Muttersprache annäherungsweise schreiben konnten und sich nach der Übersiedlung vor immense Herausforderungen gestellt sahen, wenn sie sich schriftsprachlich ausdrücken mussten oder wollten: Muttersprache, Zweitsprache, Dialekt und Hochsprache sowie verschiedene Schreibarten (*german* und *latin script*) mochten ihnen durch den Kopf schwirren und sie zu recht individuellen Lösungen führen, die vom Autor unter dem treffenden Begriff der „Patch-work-Schreibe“ präsentiert werden.

Der letzte Beitrag des Buches bietet einen Ausblick auf den weiteren Verlauf der Geschichte deutscher Einwanderer in den USA während des 20. Jahrhunderts. Joseph Salmons diskutiert am Beispiel von Wisconsin den Untergang der deutschsprachigen Presse und plädiert in seinem materialreichen Aufsatz für eine Erweiterung der Forschungsperspektive. Es genüge seiner Ansicht nach nicht, die Ursachen für den Sprachwandel allein aus der generationsspezifischen Integrationsbereitschaft der deutschen Einwanderer abzuleiten oder als Folge der Ereignisse während des Ersten Weltkrieges zu

verstehen. Vielmehr sei festzustellen, dass die entscheidenden Veränderungen in eine allgemeine Umbruchsphase der amerikanischen Gesellschaft fallen. Diese habe am Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Zentralisierungsbewegung erfasst („Warren’s Great Change“). In deren Folge seien regionale, staatliche und nationale Strukturen gestärkt worden, wohingegen der lokale Bereich an Einfluss verlor. Da sich aber die Aktivitäten der (deutschen) Einwanderer traditionellerweise auf dieser Ebene konzentriert hätten, sei ihr Untergang mit dem Umbau der amerikanischen Gesellschaft vorprogrammiert gewesen. Die griffig vorgetragenen Überlegungen markieren einen würdigen Abschluss dieses ideenreichen Bandes, der einen soliden Baustein für die moderne Migrationsforschung bietet.

Michael Simon, Mainz